



BJÖRN HAYER

# WINKLERS LETZTER FELDZUG

ROMAN

GANS VERLAG

Björn Hayer

# **Winklers letzter Feldzug**

Roman

Gans Verlag

Für Nadine Frank

Dieses Buch ist das Ende der Sanftheit.  
Ich habe es mit Schrecken geschrieben.

Es ist vorbei. Immer und immer wieder gingen Winkler diese drei Worte durch den Kopf: Es – ist – vorbei. Pronomen, Verb, Adverb. Selbst wenn man den Satz umstellte, blieb sein unausweichlicher Sinn derselbe: vorbei ist es. Und als Frage? Dabei hatte sein Arzt diese Formulierung gar nicht gebraucht. Stattdessen sagte er, dass man zum jetzigen Stadium das Augenmerk vor allem auf kurative Maßnahmen legen müsse. Kurativ. Ein Wort wie eine Kur, schön und trügerisch. Es ginge jetzt um, es ginge jetzt, ja, es ginge jetzt um genau, es ginge jetzt um Schmerzreduktion. Auch um Zuhören, da sein. Um Therapie. Es ginge jetzt um, jede Silbe klang nach einer Operation am offenen Herzen. Nur bliebe dabei die Wunde offen. Unvorstellbar, dass Haut nicht mehr vernarben, dass sie nicht mehr von innen heraus heilen würde, dass der

Körper nun einfach nicht mehr dazu in der Lage sei. Ja zu was denn? Zum Leben, einfach zum Leben.

Noch in der Sprechstunde im Krankenhaus war alles weiß: der Schreibtisch, die Rückseite des Bildschirms, der Kittel, der Bart seines Mediziners. Nur ein einziges Familienfoto mit lächelnden Gesichtern stand neben der Tastatur. Die Aufnahme zeigte ein Dasein außerhalb der Klinik, bunter als die zum Sterben geschaffenen, unpersönlichen Flure. Es zeigte Winklers nicht mehr vorhandene Verankerung auf der Erde. Kinder, die Winkler nie hatte, und eine Frau, die schon vor Jahren an Krebs gestorben war.

Jetzt hatte er auch ihn erwischt. Angelika hatte ihn in der Brust, Winkler im Herzen – und wegen der Metastasen längst nicht nur mehr da. Man, immer wieder dieses „Man“, das sich wie „vorbei“ anhört, ja man hatte alles versucht, Operation, monatelange Chemotherapien, Tabletten gegen Kummer und Wahn. Man verabreichte Tabletten gegen Durchschlafen, Tabletten gegen Wohlbefinden. Tabletten gegen das Leben, das ihm mit jeder Haarwurzel langsam mehr entglitt.

Wie lange noch?, fragte er. Das könne man nie genau abschätzen. Es ginge, es gäbe Mittel. Wie lange noch? Schätzungsweise ein halbes Jahr. Wenn es gut läuft, ein ganzes Jahr. Dass Winkler es aus dem Behandlungszimmer zur Rezeption und an den Hafen schaffte, war nicht verwunderlich. Mit den Jahren kam eine allgemeine Abgeklärtheit, die

nicht mit Stumpfsinnigkeit zu verwechseln war. Hinter ihm lag ein bescheidenes, aber immerhin passables Leben. Er musste nie an Restaurantbesuchen sparen. Und Geld für den alljährlichen Gardaseeurlaub zu zweit war stets vorhanden. Wie in einem Daumenkino und oder einem nostalgischen Stummfilm liefen Winkler binnen weniger Minuten die Bilder seines Lebens durch den Kopf. Er saß auf einer Bank und starrte auf das heute überraschend ruhige Meer. Selbst die Möwen waren ruhig, als hätte man hier zur Andacht aufgerufen. Man. Nur ein leichter Wind wehte, so ganz im Vorübergehen. Reigen seliger Geister, Reigen seliger Geister, wozu dient ein Jahr? Ist es vorbei? Winkler sinnierte.

\*

Winkler war erst seit sechs Monaten Rentner. Davor hatte er ein Leben lang geschrieben. Was pathetisch anmutet, beruhte letztlich auf solidem Handwerk. Nicht als Romancier hat er sich Lorbeeren verdient. Dafür hätte ihm Muse, Talent und zugegebenermaßen die Ausdauer gefehlt. Seine Berufung fand er im Lokaljournalismus. Er schätzte den kurzen Draht zu den Bewohnern seiner Stadt, kannte das Alter jedes Vereinsvorsitzenden und Parteideputen. Weder schrieb er Leute hoch, noch runter. Die ohnehin lausigen Kommentarspalten überließ er den Kollegen. Er emp-

fand sich eher als Dokumentarist, als Beobachter, der – mit anständigem Karohemd und Seitenscheitel zwischen lichter werdendem Haar – aus der Ecke heraus den Überblick behielt. Man hätte ihn allzu leicht unterschätzen können, wenn er nicht hier und da auf den täglichen Redaktionskonferenzen überraschende Wissensschätze zum Besten gegeben hätte. Er, der für die meisten als verschroben geltende. Erst im Laufe der Jahrzehnte erfuhren seine Kollegen von all den Büchern, die der Wochenblattreporter leise für sich las – ohne je besonders viele Worte über einen Schiller oder Rilke zu verlieren. Nach den Feierabenden, den Jubiläen von Kleintierzuchtvereinen und Ratssitzungen reiste er von seinem Sofa in seinem Reihenendhaus durch die Literatur, um in den Morgenstunden wieder in Friesland zu erwachen. Dort kannte man Winkler, auf dem Fahrrad oder vom Kaffee in der Stehbäckerei. Ein Journalist so gläsern und bewährt wie seine erwartbaren Artikel, die stets von einem Motiv durchdrungen waren: Anerkennung für jede Leistung. Nichts war Winkler so fremd wie Kritik, die, gesteigert zum Konflikt, ohnehin nur für Probleme im Zwischenmenschlichen sorgte.

\*

Unschlüssig über die kurze Zukunft, die ihm noch blieb, ließ er sich die folgenden Abende auf etwas ein, das all die Jahre an ihm vorübergezogen war. Er, das Fossil, das bis zuletzt noch

für die aussterbende Branche Zeitung schrieb, war zwar ein passionierter Leser, aber wahrlich niemand, der sich für das

Fernsehen interessierte. Nun schaute er mit einiger Verblüffung. Er sah Bauern, die um Frauen warben, Frauen, die Männer ausbuzzerten. Er sah Hitlerdokumentationen. Er sah Krieg anderswo, im nahen Osten und am Rande Europas. Er musste gerade von den letztgenannten Tragödien nicht mehr allzu Genaues wissen. Kriege würden enden und beginnen. Und das alles lange nach seinem Tod. Er sah Menschen, die nackt waren und sich um ein Date bewarben. Er sah Nachrichten. Er sah Talkshows mit unnachgiebigen, den Gästen keinen ganzen Satz gewährenden Moderatoren. Er sah Balkendiagramme mit Prognosen für Wahlen und Inzidenzzahlen. Immer wieder Zahlen, dann eine individuelle Geschichte zu den Zahlen. So wie er auch seine Reportagen aufbauen musste. Cliffhanger nannten das die jungen Nachwuchsjournalisten der Zeitung, die noch gar nicht begriffen, dass sie längst für einen Friedhof schrieben, wo sich nur noch ein paar Rentner aufhielten. Er sah Rentner auch auf dem Bildschirm. Er sah, wie sie im Hotel ein von Starköchen zubereitetes Dinner zu sich nahmen. Er sah Sendungen über Tigerbabys im Zoo und verwaisten Hunden in Tierheimen. Er sah einsame Katzen, nur keine Halter. Die wurden noch gesucht. Er sah Hilfsnummer. Er sah alte James-Bond-Filme, Medizin für Nostalgiker. Er sah alte Edgar Wallace-Streifen. Winkler liebte die metallische Stimme: „Hallo, hier spricht Edgar Wallace“.

Beinah hätte Winkler in dieser Erstarrung seinen aufs Äußerste geschrumpfte Lebensabend verbracht. Überhaupt war doch alles nun einem Beinah gewichen. Beinah hätte er manche Länder noch bereist. Beinah vielleicht noch einmal eine neue Liebe gefunden. Beinah hätte er Kinder mit seiner verstorbenen Frau bekommen. Beinah wären die Tage noch von einer zarten Schönheit erfüllt gewesen.

\*

Doch Winklers Verdämmern wurde gestört. Durch einen Bericht in einem jener Politikmagazine, die er zuletzt in seinen jungen Jahren, jenen des ruchlosen Rebellentums, gesehen hatte. Aber Winkler sah und sah und sah –

\*

verstört durch Bilder.

\*

Nie hatte Winkler bei seinen Besuchen im Kleintierzuchtverein Fragen über das Befinden der Kaninchen gestellt. Tiere waren für ihn einfach dies: Tiere. Tiere im Sinne von Nicht-Menschen. Nun aber sah er Augen, die ihm vertraut erschienen. Augen

von einer Kuh, die kopfüber an einem Haken hing und brüllte. Ihr wild und hilflos baumelnder Körper hing über einem Fließband. Die Kuh war schwarz, der Raum weiß. Auch Menschen waren dort, verpixelt. Einer von Ihnen schlug auf den Kopf der Kuh, der aber nicht wegdämmern wollte. Kein Verdämmern. Die Kuh fuhr weiter, bis man eine Säge sah. Die Säge stach in die lebende Kuh. Die Säge fuhr durch den zappelnden Leib. Die Säge zerteilte die Kuh. Sie schrie, Winkler sah ihre Augen und glaubte, eine Träne darin zu bemerken. Aber er wusste es nicht. Denn er traute seinen eigenen Augen schon nicht mehr. Winkler war mit einem Mal leer. So leer, als würde kein Krebs mehr in ihm Platz finden, als würden sich die Metastasen vor Schrecken in sich zusammenziehen und implodieren. Dann sah Winkler einen Mann von einer Tierschutzorganisation. Er sprach von Verstößen. Von Verstößen, die im Akkordbetrieb normal seien. Leider seien sie normal. Und leider habe es der Verbraucher in der Hand. Wieder hörte er: Es ginge ... Winkler dachte kurz an die Ärzte. Sie sagten, er habe ES in der Hand. Sein knappes Leben habe er in der eigenen Hand. Die Kuh hatte es nicht. Die Kuh musste sterben.

Winkler schaltete weg und aus. Er war irritiert und überrascht. Aber das traf es nicht. Worte trafen ES nicht. Er fragte

sich, ob er wach sei. Ob er Jahre verschlafen oder gar nicht gelebt habe. Winkler ging ins Bett, ohne Schlaf. Bis zum Morgen folgte weder ein Traum noch eine Einsicht. Seine Leere war mit Wachsein erfüllt. Nur eine minimale Veränderung schien für ihn unzweifelhaft: Dass die Räume seiner Wohnung ihm kleiner als in den vergangenen Monaten vorgekommen waren. Oder war er etwa gewachsen? Es wuchs doch nichts mehr an ihm außer vielleicht der Nase. Einzig ein tumoröses Gebilde nahm immer mehr Platz in ihm ein. Konnte es derart stark sein, dass sogar er noch ein wenig über sich hinauswuchs?

\*

Der Sonnenaufgang sollte Licht bringen. Aber im Grunde war er wie jeder andere auch, sodass Winkler eigentlich seinen Gewohnheiten hätte nachgehen können, nämlich morgens schon ein Wurstbrot zu essen. Nun sah er aber in der fleishellen Scheibe auf einmal mehr. Er meinte, so etwas wie Augen darauf zu erkennen. Augen, die ihn wieder fragten, ob er wach sei. Er legte die Scheibe von seinem Brot herunter. Nein, er verzichtete ganz. Zum ersten Mal befahl ihm beim Essen eine Art Ekel. Vor der Wurst oder doch vor sich selbst?

In den folgenden Tagen brachen Winklers Gewohnheiten, mit denen er seine Rentnertage strukturierte, weg. Er träumte nicht oder schlecht. Er schlief nicht oder schlecht. Er sah die

Wolken, die Gräser, alles in grau. Nachdem ihn seine journalistische Neugier nie in einen Schlachthof oder große Ställe geführt hatte, beschloss er im Internet mehr über die Tierhaltung in Erfahrung zu bringen. Insgeheim hoffte er, die Bilder, die er gesehen hatte, würden sich als fingiert herausstellen. Er hoffte auf die alles als Verschwörungsmythos dechiffrierende Nachricht. Oder darauf: Es ginge... um einen Einzelfall.

Stattdessen häuften sich aber die ungewollten Indizien auf den Internetseiten einschlägiger Tierschutzverbände. Winkler sah junge Schweine im Todeskampf, sich kauern auf einem kalten Boden, ein Kalb, das noch lebend weggeworfen wurde, Kaninchen in einem Käfig aus Metallstreben, sich gegenseitig anpickende, federlose Hühner. Er sah Rinder an Haken, die bei lebendigem Bewusstsein durchtrennt wurden. Schon wieder. Winkler schaltete den Computer ab, ging spazieren. Sollte er mit diesen Bildern von der Welt in einigen Monaten abtreten? Mit dem Bewusstsein, dass diese niemals die beste aller Welten sein könnte? Winkler dachte –

\*

## Aktenseite 182

Auszug aus dem Protokoll zur Vernehmung des Zeugen R. durch Ermittler T.

R.: Und dann kam dieser Knall. Aber nicht so bombenhaft. Eher wie zerspringendes Glas. Zunächst wusste kaum jemand von uns, woher er kam. Dann sahen wir das Brennen der Müll-eimer.

T.: Was hatte Ihrer Meinung nach die Explosion ausgelöst?

R.: Na was denn wohl? Dachten wir - das, was eben auch den Feualarm ausgelöst hat.

T.: Und dann entstand Panik?

R.: Pff... Panik ist ein großes Wort. Vor allem für uns Arbeiter mit ‚schwerem Gerät‘. Hehe. Aber im Ernst: Die Angst begleitet uns den ganzen Tag, die ist ja schon im Objekt drin. Also kurz und knapp: wir sind da erprobt. Auf dem Gelände wollte natürlich trotzdem niemand bleiben. Ist ja klar. Man hat geschaut, dass man seine Sachen hatte und rasch wegkam. So gut, ‚fair‘, bezahlen die ja auch nicht, dass man dafür noch sein Leben für die... wissen Sie?!

T.: Die meisten haben das Werksgelände dann zum Vorderausgang verlassen, korrekt?

R.: Stimmt.

T.: Und was war mit den Tanks?

R.: Was soll damit sein?

T.: Ja, gab es dort auch eine Feuerentwicklung oder gar eine Explosion?

R.: Tz... Wie sollen Wassertanks brennen?! Wasser, Chef, glüht nicht gut. Also nein!

T.: Sie haben auch sonst keine auffälligen Beobachtungen an den Tanks gemacht?

R.: Nochmal: Wir wollte ja nicht unser Leben... Da haben wir nicht noch einen gemütlichen Geländespaziergang mit Grillpause unternommen, bevor wir das Weite gesucht haben. Aber flüchtig, wenn Sie das meinen, ist mir nichts ins Auge... Und soweit ich weiß, steht doch noch alles, oder?

Winkler wachte tief in der Nacht auf. Um ihn herum sah er nur weiße Fliesen, einen Raum ohne Charakter, steriler als jeder Operationsaal. Der Raum hatte keine Fenster und lag in gleißendem Licht. Es herrschte eine bengalische Hitze. Nirgendwo stand ein Stuhl oder etwas, das – Das einzige, was er wahrnahm, waren Geräusche. Er konnte nicht sagen, ob es Schreie waren oder einfach nur schiefe Töne. Winkler wusste nichts, er ahnte. Übles. Langsam kamen

die Laute näher. Laute von unaushaltbarer Intensität, Rufe, die aus dem Jenseits herrührten. Rufe aus den untersten Höllenkreisen. Rufe, die einem zähen und grausamen Tod entsprangen. Er glaubte, Schweine zu hören. Oder waren es Rinder? Oder Babys. Die Rufe wurden lauter, glichen Fingernägeln auf einer Schiefertafel. Winkler hielt sich die Ohren zu und schloss angestrengt die Augen. Als er sie öffnete, bewegten sich die Wände. Sie fuhren aufeinander zu, während vom oberen Rand der Wände langsam Blut hinabfloss. Erst Tropfen, dann Flüsse. Bis der Boden rot war, bis Winklers Füße rot waren. Bis Winklers Brust rot war. Er ist gestorben für euch, der –

Um nicht noch einen Alptraum zu erleben, beschloss er, wach zu bleiben. Er stand vor seinem Fenster und blickte in den Wald hinaus. Der Vollmond brachte die Bäume zum Leuchten. Die Blätter raschelten im Wind. Dann sah Winkler einen Hasen zwischen zwei Buchen. Er sah sich um und hinter ihm erschien, als wäre es ihm gefolgt, ein Reh.

Beide blickten sie Winkler an, so, als wäre es kein Zufall, dass

sie sich genau hier und jetzt auf einer Blickachse begegneten. Sie zogen das Licht der Nacht auf sich.

In den kommenden Tagen sah Winkler die Reisekataloge durch. Was sollte man mit seinen letzten Monaten, Wochen und Tagen auch anderes anfangen, als ferne Orte zu besichtigen?

Winkler wollte die Zeit nutzen und sein Trödeln der letzten Jahre ausgleichen. Als ginge das so einfach. Er sah lachende Gesichter. Er sah die Dünen von Djerba, den blau schimmernden Ozean vor Mauritius. So viel Schönheit konnte er nicht ertragen, sodass er von sein Reisevorhaben bald schon wieder Abstand nahm. Zumal ihm immer wieder dieser Albtraum und diese Fernsehbilder durch den Kopf gingen. Sie fesselten ihn an die bloße Gegenwart. Sein Kopf war ein Bahnhof für hereinrauschende Bilder, nur er konnte in keinen Zug mehr einsteigen. Die Gleise waren blockiert mit Bildern. Ihm gehörte keine Geschichte mehr.

Vor ihrem Tod hörte Winklers Frau die letzten Lieder, die Schubert geschrieben hatte. Es waren Lieder über ein Dahingleiten, ein sanftes Abschiednehmen und Hinübertreten – Musik, in der eine Schuld beglichen wurde. Die Buße. Winkler dachte in diesen Tagen auf seinem Sessel oft an die Tiere in der Nacht. Er meinte, von ihnen direkt angesprochen worden zu sein. Nicht wie ein Hilferuf, eher wie eine milde Zustimmung, es kam ihm wie eine stille Akzeptanz seiner Anwesenheit vor oder –

\*

Winkler ging einkaufen. Früher sah er nie auf die Zutatenliste. Er kaufte Fleisch, Wurst, Eier, Milch, Gemüse. Er war Durchschnitt, ein wenig penibler, einfacher Konsument. Einer, der nichts an der Kasse und sowie nicht nach möglichen Allergenen fragte. Für seine letzten Monate hatte er sich vorgenommen, sich gute Lebensmittel zu gönnen. Die besten Kartoffeln und das beste an der Fleischtheke zögerte er. Er nahm nichts, er sah nun etwas anderes in den Packungen. Er sah keine Stücke mehr, keine Nacken oder Koteletts mehr, sondern Blut und Traurigkeit. Winkler ging schleunigst zur Kasse, mit Porree, Kartoffeln, Soßenfonds. Er legte seine Ratlosigkeit auf das Band, die er sich kaum leisten wollte. Es waren ja, er konnte es sich nicht oft genug sagen, seine letzten Monate.

\*

Mit dem Entschluss, sein Sterben in der vertrauten Stadt zu erwarten, wurde Winkler zu einem fleißigen Spaziergänger. Ihm fielen all die Kleinigkeiten auf, die ihm der nicht überfordernde, aber einnehmende Redaktionsalltag abgerungen hatte. Die Bocciasspieler, alle älter als er. Die Blumenverkäufer, die Spielplätze, auf denen das noch ungezwungene Leben stattfand. Er saß auf Bänken und beobachtete Pärchen, die auf einer Decke im Park lagen. So: Sie las ein Buch, er schief auf ihrem Oberschenkel. Winkler sah

sich oft für kurze Momente als zufriedener Senior, wäre nur sein Kopf und die bitteren Wahrheiten nicht da. Er fühlte sich noch nicht zu schwach, er spürte noch nicht den alten Boccia-spieler in sich. Er spürte eine Zeit, die ihm zwar nicht gehörte, aber in der er sich bewegte. Musikalisch irgendwie.

An einem seiner vielen Nachmittagsgängen traf er in der Stadt auf Aktivisten mit Masken. Er konnte nicht unmittelbar erkennen, worin ihr Anliegen bestand. Vor sich hielten sie Monitore. Winkler trat näher vor einen der stummen Aktivisten und erschrak über jene Bilder, die sich ihm schon ungewollt ins Gedächtnis eingebrannt hatten. Er sah wieder Tiere und Blut, Messer, enge Gänge mit schreienden Schweinen. Darunter erschien der Schriftzug „Vergasung“. Eine Passantin lief kopfschüttelnd vorüber und rief der Gruppe „Schwurbler“ zu. Die meisten gingen eher betriebsam vorüber und schauten demonstrativ weg. Winkler sah Einkaufstüten und viele lachende Menschen. Winkler sah Menschen mit Eistüten und Milchshakes. Er wollte auch gehen und dachte aber an das Reh und den Hasen. Er sah in die Augen hinter der Maske und bildete sich ein, dort eine Träne zu sehen. Er wollte etwas sagen, ließ es aber und ging zum nächsten Monitor. Hier sah er ihm gänzlich unbekannte Aufnahmen. Hunde, die ein Reh trieben. Einige von ihnen bissen schon in das Hinterbein. Wieder sah er Blut. Dem Reh hing in seiner Hast die Zunge heraus, irgendwann kam es auf eine Wiese und wurde angeschossen. Es stürzte, war nicht

tot. Es hob den Kopf und zwei Hunde bissen ihm in den Hals. Winkler wurde es übel. Dann folgte ein Schnitt. Dann sah er eine Wildschweinfamilie. Er sah sich im Wald. Erst wurden von der rennenden Meute, die an ihm vorübereilte, die jungen abgeschossen, alle nacheinander, jeder Schuss ohne Tränen, bis nur noch die um ihr Leben fliehende Mutter übrig blieb und im Geäst verschwand. Wer dachte an ihre Einsamkeit? An ihren Schmerz? Wer an die unschuldigen Seelen, denen man keine restliche Lebensspanne zubilligte?

\*

Früher verstrich die Zeit für Winkler unmerklich. Hinter dem Monitor in der Redaktion drehte sich die Welt und Tage vergingen, ohne sie wirklich gelebt zu haben. Abend- und Morgenrot nahm Winkler in bestimmten Phasen seines Lebens allenfalls als Hintergrundkulisse wahr. Und dennoch folgte alles einer unhintergehbaren Ordnung. Einer Stringenz des leisen Fließens der Dinge. Die Prozesse der Natur spiegelten sich im Wechsel: aus warm und kühl, Sommer und Winter. Keine Störung vermochte die gleitenden Übergänge, die es auch ohne Winklers bewusste Teilnahme gab, zu stören. In den vergangenen Wochen bemerkte er allerdings eine Veränderung. Das Wetter war unbeständig, der Mittag kippte unversehens in den Abend und die Nacht, ganz so, als wäre in diesen Sommer eine brutale Atemlosigkeit gefahren. Obwohl

er nie zur Spiritualität, gar zur Esoterik neigte, konnte er sich nicht ganz des Gedankens erwehren, in diesem wandelhaften Klima eine Krankheit, vielleicht sogar *seine* Krankheit am Werk zu sehen. Die Krankheit Mensch, dachte er. Wie ein Virus, der auf Sonne, Wolken, Mond und Sterne übergeht.

Mit den sich abrupt einstellenden Abenden kamen ihm immer wieder dieselben Überlegungen: Wohin mit dieser kurzen Spanne, die ihm noch bliebe? Und warum mussten sich gerade in diesen Wochen die Menschen als die übelsten Zeitgenossen entpuppen? Wenn ihm der eigene Kopf keinen Schlaf gewährte, suchte er früher Ablenkung in den Krimis der Primetime. Doch selbst die Pistolenschüsse schienen ihm verändert zu sein. Er konnte kaum noch Blut sehen. Er konnte nicht mehr trennen, zwischen hier und dort. In den düsteren Geschichten manifestierten sich auf einmal weit über die menschlichen Abgründe hinausreichenden Wahrheiten, die ihn geradezu blendeten. Ähnlich ging es ihm bei Nachrichtenbildern aus Kriegsgebieten, die – zumindest auf manchen Sendern – die Gesichter der Toten zeigten. Nur sah Winkler darin nicht allein das Schicksal unschuldiger menschlicher Individuen. Zunehmend erschrak er über die Projektionen seines eigenen Geistes. Denn dieser projizierte auf das zu sehende Konterfei immer wieder die Leidensblicke erschossener Rehe oder geschlachteter Schweine. Geisterhaus, dachte er, Geisterhaus. Fernseher aus. Doch selbst in der Stille zogen Dämonen durch seine Wohnung. Sie

waren heimisch geworden. Sie fraßen sich durch die Wände, in die Bettdecke, fraßen sich wie der Krebs in sein Inneres, das schutzlos daniederlag vor dem Schrecken der Welt. Ein Krebs, der einen aufgeschlitzten Körper hinterlassen würde. Alles schob sich zusammen, wurde enger, Fenster schlossen sich, der Sauerstoff schwand. Er musste raus aus der Wohnung, raus aus der Behaglichkeit, die längst keine mehr war, und –

\*

Zu Beginn schob Winkler die grusligen Phänomene, die ihn plagten auf die Krankheit. So sah das letzte Kapitel also aus: ein immer weiter voranschreitender Verlust von Gewissheit. Die Realität glich einem Irrgarten, durch den man tags wie nachts lief. Winkler sprach mit seinem Hausarzt und erhielt Tabletten. Er kannte deren Wirkung aus Reportagen, die er selbst anfertigte. Wer sie über Jahre hinweg nahm, musste mit Schäden rechnen. Doch da an ihm ohnehin jedes Glied und Organ morsch geworden waren und ihm kaum mehr als sechs Monate blieben, konnte er diesem Fanal gelassen entgegensehen. Nun schlief er, aber mit schaurigen Träumen. Sie führten ihn in Schubladen, die sich schlossen und an deren Wänden Augen wie Schlieren hinabließen. Sie sahen ihn an, von allen Seiten richteten sich Blicke auf ihn. Beendet wurden derlei Episoden durch sein eigenes Ertrinken im Schleim der Pupillen. Jede

Nacht starb Winkler erneut in seinem Bett und unterhalb einer von ihm wahrgenommenen schrumpfenden Decke. Monate vor seinem physischen Sterben. Wie konnte das nur sein? Und was, verdammt, könnte ihm nur dabei helfen, die letzten Tage nicht als sich stets wiederholendes Inferno zu erfahren?

Wer sucht, der streunt. Und wer Angst hat, streunt auch. Die einsamen Wege durch die Felder kamen Winkler unheimlich vor. Früher nahm er, der einstige Stadtrandbewohner, oft das Rad zur Arbeit, fuhr entlang der morgendlich feuchten Wälder, die indessen etwas eigenartig Fremdes angenommen hatten. Sie hatten sich von ihm abgewandt. Wollten sie seiner Fäulnis entgehen? Sich seiner entledigen, bevor der Krebs auch in die Stämme der Bäume drang? Unsichtbarer und tödlicher als jeder Borkenkäfer? Winkler trieb es aufgrund seines Unbehagens den Bäumen gegenüber daher fast täglich in die Fußgängerzonen, vorbei an den immergleichen Schaufenstern, an den Bettlern, die er teils schon seit Jahren kannte und die ihn trotz weitaus schlechterer finanzieller Situation alle überleben sollten, vorbei an den früheren Cafés, die nun Franchise-Backshops enthielten. Vorbei an all dem Gewesenen, das in eine zähe Gegenwart übergegangen war. Auf diesen Pflastersteinen konnte ihn kaum etwas überraschen, trotz der beschleunigten Veränderungen, die wohl alle urbanen Orte ereilten. Doch selbst die zuverlässigste Schleife aus

Wiederholungen kann ins Stocken geraten und alle Bewegung unversehens in einen schrecklichen Stillstand versetzen.

Als Winkler an einem der vielen gleich anmutenden Samstagsspaziergänge wiederum auf die stillen Protestler mit den Masken und Monitoren traf, kam es ihm vor, als wäre er direkt unter den Augen des Rodinschen Denkers in die Hölle hineingeraten. Er spürte                   Schweiß auf seiner Stirn, Schweiß unter seinen Armen,           Schweiß, der seinen Rücken hinabließ. Sein Herz pochte so laut, dass er meinte platzen zu müssen. Alles                   in ihm drängte nach außen. Er glaubte, in der Hitze                   zu brennen, wie unter der spanischen Sonne, wo die Stiere verzweifelt auf ihre Toreros zustürmten, um sich selbst alle Lebensenergie zu nehmen, bevor sie ihnen geraubt würde. Er sah noch Videoaufnahmen von Schweinen. Sie räkelteten sich voller Schmerz auf weißen Fliesen, während aus ihrer Körpermitte Blut heraus-schoss. Winkler hörte ihre Schreie, obwohl die Filme ohne Ton abliefen. Winkler sah noch zappelnde Rinder am Fließbandhaken. Winkler sah ein brüllendes, herabhängendes Rind, das von einer automatischen                   Säge zerteilt wurde. Er sah Hühner, Käfige, weinende Augen,                   Angst, immer wieder                   Angst, Schnitte, vernahm Schreie und wieder Schnitte                   und Schreie, Messer und Walzen, Augenschnitte, Stiche und Schnitte, bis er selbst losstürmte. Er griff nach der Maske von einer                   Aktivistin und riss sie zu Boden. Er meinte, genau das getan zu haben. Dennoch hielt

sie den Monitor fest hoch in der Luft. Winkler wollte tollwütig zum Schlag ansetzen und sah mit einem Mal in die Augen eines kaum volljährigen Mädchens. Da war keine Aggression, nicht einmal der Versuch einer Gegenwehr. Nur der Blick, wie man ihn von Menschen am Ende eines Salzmarsches oder nach einer Beerdigung kannte. Augen, an denen beinahe unbemerkt Tränen hinabliefen. Augen, die sich gegen einen Sturm richteten und offen blieben, selbst bei strömendem Regen.

Winkler schreckte zurück, vor Scham über seine erhobene Faust und seinen Kontrollverlust. Er konnte kein Wort sagen. Keine Entschuldigung, kein ungeschicktes Räuspern kam ihm über die Lippen. Er wich zurück und ließ die Arme sinken wie ein alter, wirrer Mann. Er wusste, dass alle auf ihn schauten. Winkler verharrte für einen Moment. Er sah zu Boden, fasste sich und lief weiter. Er lief, ohne sich dessen bewusst zu sein. Er lief und lief ganz so, als würde sein Leben in eine erschreckende Endlosigkeit –

\*

Die kommenden Tage standen im Zeichen eines Wandels. Winkler wusste, er würde nach diesem Schock nicht in seine Routine zurückkehren können. Er hatte das Können verlernt und den freien Willen verloren, den er sich zurückholen musste. Sein Eskapismus konnte nicht mehr gelingen, weil es kein Außerhalb mehr gab. Er hatte nur eine Möglichkeit: sich

den Dämonen zu stellen. Er musste die Bilder in seinem Kopf zulassen. Er musste sie ordnen, um zu verhindern, dass sie sich als ein Stapel weiterhin über seinen schrumpfenden Körper legten und ihn zerdrückten. Sicherheit fand Winkler stets in seinem Beruf. Er wusste, dass Unwissen und Angst nur durch Recherche zu überwinden waren. Fakten siegen über Geister. Vor Jahren fluchte er noch über das Internet und all die selbsternannten Journalisten, die sich darin tummelten und für Nachrufe schnell Wikipedia umschrieben. Nun, gänzlich abgekoppelt vom alten Redaktions- und Wissensnetz, setzte er sich an den heimischen Computer.

Er gab Suchbegriffe wie „Schweine Betäubung“ oder „Jagd Wildschweine Babys“ ein. Immer mehr grausame Fotos und Videos tauchten auf unterschiedlichsten Webseiten auf, die einen zu immer schlimmeren Aufnahmen führten. Hatte Winkler früher auch noch Witze über ‚militante‘ Tierschützer gemacht, so blieben ihm solcherlei Wendungen mit einem Mal im Halse stecken. Er sah: tote Rehe mit offenen Mägen und einem darin verendeten Kitz, er sah Füchse, deren Beine in Fallen zerquetscht waren und die der Tod offensichtlich noch nicht erlösen wollte, erlegte Frischlinge, drapiert zu einer Linie. Er sah: verendete Tiere in Transportern ohne Wasser, eine

Masse verendeter Tiere in einem niedergebrannten Stall, Kühe, die bis zur Hälfte ihrer Beine im eigenen Kot standen, Hühner ohne Federn, ein Huhn, dem ein Auge ausgepickt worden war. Und er las: von Tieren, die nie das Sonnenlicht sahen, von Kälbern, die man lebendig auf den Müll warf, weil man für sie keinerlei ökonomische Verwendung hatte. Winkler las und las, weil er auf einmal Angst hatte, in sein bisheriges und wahrscheinlich allzu sorgloses Dasein zurückzukehren. Er konnte sich nicht mehr lösen von diesen Berichten. Nie zuvor war diese Welt Teil seiner Welt gewesen. Über mehrere Tage hinweg lebte er nun in seiner Wohnung, mit herabgelassenen Rollläden und angezogen von diesem epiphaniegleichen Licht des Monitors. Je mehr er erfuhr, desto mehr fühlte er sich wieder den eigenen vier Wänden zugehörig. Und je mehr er auf einschlägigen Seiten von Tierschutzorganisationen an Wissen erlangte, desto ferner wurde er den Menschen.

Bevor er sich in diesen Tagen ins Bett legte, erschöpft von der unsagbaren Gewalt, die er mit einem Mal in der Welt verspürte, nahm er immer häufiger eine Wut wahr. Eine Wut, die aus tektonischen Verschiebungen heraus entstand. Zuerst waren da sich aneinander reibende Platten. Doch keine ließ sich durch irgendwelche Naturkräfte von ihrem Kurs abbringen. Sie schoben gegeneinander, und türmten sich stetig immer weiter auf. Was darunter geschah, konnte man nur er-

ahnen. Es brodelte. Doch wie lange würde die Gewalt, die sich in Winkler einfraß, noch –

\*

*Offen liegt das Herz vor dir. Ist es deines? Wessen Schlag treibt es noch an? Und wofür schlägt es noch, wenn es kein Blutkreislauf mehr umgibt? Wenn die Seele bereits entschwunden ist? Herz, ach, Herz, so schwer ist mir die Welt, dass ich sie ganz dir übergab. Als könnte sie dein Klopfen allmählich zertrümmern, zerbröseln zu Sand – für die Uhren, denen man gern mehr Macht zuschreiben würde. Würden sie schneller zählen, ginge vielleicht all das Grauen dieser Welt rascher zuende. Wer würde um sie weinen? Ach, Herz, du letzte Kraft, ich würde dich gern verschenken an ein Lebewesen, dem zum ersten Mal den Lauf in der Sonne gewährt würde. Das keucht und tollt, voller Unvermögen und Begeisterung. Ach Herz, in mir vergehst du nur, sinkst hinab in ein giftiges Moloch, Du japst, dass es mich beschämt. Alle beten sterbend, um Rache. Alle! Nichts als Nacht. Ich Elender sterbe um all' diese Scherben. Nacht!*

\*

## Aktenseite 141

Aufnahme des Tatorts 1., nahe dem Firmengelände H & H., Beschreibung durch Ermittlungsbeamtin F.

Sieben Meter nördlich der Waldlichtung Z., abzweigend von dem Landwirtschafts- und Forstweg A, ist ein LKW der Marke Chrysler, der an zwei angefahrenen Birken zum Stehen gekommen sein muss, gesichert worden. Dem Aufprall sowie den Reifenspuren im weichen Untergrund zufolge, dürfte das Fahrzeug eine Geschwindigkeit von 60 km / h gehabt haben. Der Tachostand wies Unregelmäßigkeiten und Manipulationen auf, die auf die Missachtung gesetzlicher Ruhe- und Pausenzeiten hinwiesen. Die Höchstgeschwindigkeit wurde damit überschritten. Zudem lag den Behörden keine Genehmigung des Fahrzeugs für diesen Weg vor.

Angaben zum Zustand des LKW: Gebrochene Windschutzscheibe, aufgesprungene Motorhaube. Seitenfenster der Fahrerkabine nicht mehr funktionsfähig. Unter dem Fahrerhaus Spuren ausgelaufenen Öls und Kühlerflüssigkeit. Die

Behandlung des Bodens durch die Schadstoffabwehr schien geboten. Für ausgetretenes Benzin waren keine Anhaltspunkte zu verzeichnen.

Angaben zur Transportfläche: Die Rampe war geöffnet. Im mehrstöckigen Innenraum wurden sieben tote Sauen geborgen, die nach Angaben des Veterinärs G. nicht durch den Aufprall ums Leben gekommen sein dürften. Erste Diagnose lautete: Tod durch Dehydrierung. Ferner befanden sich lose Streureste auf der Transportfläche. Wasserquellen sowie Futtermittel konnten nicht festgestellt werden.